

»Selbstherrliche Ärzte besser meiden«

Interview mit Grimme-Preisträger Bernhard Albrecht

Er ist Arzt, Journalist, seit 2010 Grimme-Preisträger und Autor eines vielbeachteten Buches, das jüngst im Droemer-Verlag erschienen ist. In »Patient meines Lebens« schildert Bernhard Albrecht zehn Fallgeschichten aus der Medizin – faszinierend, packend, und spannend wie im Krimi.

Immer geht es um Schicksale, unklare oder scheinbar unheilbare Krankheitsbilder – und es geht um Ärzte, die über sich selbst hinauswachsen und für den Patienten tun, was unmöglich schien. Bernhard Albrecht behauptet, dass die Medizin bereits heute zu deutlich größeren Erfolgen in der Lage wäre, wenn es mehr Ärzte gäbe, die für ihre Patienten alles tun.

Daniela Lang hat den Autor im Interview dazu befragt, was sich ändern müsste, damit jeder Kranke die Chance hätte, den Arzt seines Lebens zu finden.

? Gab es ein Schlüsselerlebnis, das Sie inspirierte, dieses Buch zu schreiben?

Bernhard Albrecht: Mehrere. Besonders prägend war jedoch die Geschichte eines Patienten, den ich im Jahr 1997 als Arzt in der Neurologie betreute. Er kam zu uns mit einer rätselhaften Gehirnerkrankung, sein Geist versandete vor unseren Augen binnen weniger Wochen. Wir konnten keine Ursache finden.

Der Fall ließ mich nie los, und im Jahr 2011 nahm ich eine Fährte auf, die mich an die Uniklinik Freiburg und die Charité führte. Dort forschten Neurowissenschaftler an einer neuartigen, heilbaren Gehirnerkrankung, von der ich glaube, dass unser Patient damals daran litt. Diese Krankheit beschreibe ich im Kapitel »Fallsucht«.

? Die Geschichten lesen sich spannender als jeder Krimi. Man kann es gar nicht abwarten, auf die nächste Seite umzublättern, um zu erfahren, wie es wei-

tergeht. Sie selbst sind Arzt. Wie sehr haben diese Geschichten Sie im Innersten bewegt?

Bernhard Albrecht: Als Arzt fühlte ich mich oft wie ein Fließbandarbeiter, eingezwängt in ein enges Korsett aus Stationsroutine und Verwaltungsaufgaben. Die rauben einem Zeit und Lust, nach der individuell besten Diagnostik oder Therapie zu suchen.

Man arbeitet mit Schubladen, in denen fertige Schemata stecken, die einem großen Teil der Patienten helfen, aber eben nicht allen. Um nicht von jedem schweren Schicksal emotional ergriffen zu werden, habe ich mir damals auch eine seelische Schutzrüstung zugelegt.

Während der Recherchen für dieses Buch fühlte ich mich oft mehr als Arzt als damals. Im Gespräch mit den Patienten arbeitete ich die menschliche Seite einer Krankheit auf, war oft zutiefst beeindruckt davon, was alles noch passiert, nachdem ein Mensch als geheilt entlassen wurde und eine Akte geschlossen wurde. Viele konnten zum ersten Mal über seelischen Ballast sprechen, den sie jahrelang mit sich herumtrugen und sagten mir, das tue ihnen gut.

Es fühlte sich an wie eine Psychotherapie auf Augenhöhe, denn anders als Psychotherapeuten durfte ich ja alle Empfindungen offen zeigen und musste nicht souverän wirken, auf Distanz achten, meinen Kopf nicht abwenden, wenn mir Tränen in die Augen stiegen.



Bernhard Albrecht

Wie sind Sie auf all diese Fälle gestoßen?

Bernhard Albrecht: Mal ging ich Pressemeldungen von Universitätskliniken nach, mal folgte ich einer »Bild«-Schlagzeile, auf der Suche nach den Hintergründen eines medizinischen Wunders. Die einfachste Methode aber war, Ärzte anzusprechen, die ich aus anderen Recherchen kannte und schätzte, und sie mit der Frage zu überraschen: »Haben Sie einen



Selbsterlichkeit ist Studien zufolge eine der großen Fehlerquellen in der Medizin. Von solchen Ärzten sollten sich Patienten lieber fernhalten.

Patienten Ihres Lebens?« Es ist erstaunlich, was da oft an Antworten kommt...

? Welche Botschaft würden Sie ihrem Buch zuschreiben?

Bernhard Albrecht: Ich bin überzeugt davon, dass die Schulmedizin in der Theorie viel weiter ist als in der Praxis. An jeder Ecke der Welt tragen Ärzte und Forscher unermüdlich Wissen zusammen. Nur braucht es oft Jahrzehnte, bis dem Wissen Taten folgen. Manche brillante Forschungsergebnisse geraten für Jahre, Jahrzehnte oder gar mehr als ein Jahrhundert aufs Abstellgleis.

Wer an einer rätselhaften Krankheit leidet, der darf davon ausgehen, dass irgendwo in Deutschland der Arzt sitzt, der sie erkennen würde – so wie ich es am Fall Lydia S. im Kapitel »Fallsucht« erzähle.

Wer an einem untherapierbaren Schmerzsyndrom leidet, so wie Ute K., hat meist längst nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Durchschnittlich braucht es zwölf Jahre, bis in Deutschland Ärzte den Weg zu einem Schmerztherapeuten finden. Und wenn der gut ist, findet er auch noch Wege jenseits der Therapieschemata, die auch schon sehr viel bringen – so wie im Buch beschrieben.

? Was ist aus ihrer Sicht das Problem: Können oder wollen

viele Ärzte nicht alles geben?

Bernhard Albrecht: Der Arzt wird zunehmend entmachtet und zum Erfüllungsgehilfen der Krankenkassen, der Pharmaindustrie und ökonomischer Zwänge. Ein immer umfassenderes Regelwerk zwingt ihn dazu, Diagnose- und Therapieschemata abzuarbeiten, an deren Ende er kaum jemals gelangt, weil davor schon längst das Kostenlimit erreicht ist.

So kommt er oft gar nicht mehr dazu, auf das zurückzugreifen, was ich im Buch »ärztliche Kunst« nenne. Zu improvisieren, zu forschen, auch mal dem Bauchgefühl vertrauen, erst mal überhaupt erkennen, dass man mit Schema F nicht weiterkommen wird – weil vielleicht schon die Anfangsannahme, die Diagnose, die ein anderer Jahre zuvor gestellt hat, falsch ist.

? Ist Ihr Buch eher eine Kritik an vielen Ärzten oder eine Hommage an einige Lichtgestalten der Medizin?

Bernhard Albrecht: Im Buch beschreibe ich spektakuläre Einzelfälle. Sie sind nicht nur nach medizinischen Kriterien ausgewählt, sondern auch nach dramaturgischen. Ich wollte Geschichten schreiben, die sich so spannend lesen wie Kriminalstories, um viele Menschen zu erreichen. Das darf nicht den Blick dafür verstellen, dass je-

Fortsetzung von Seite 14

den Tag gute Ärzte in Deutschland auf manchmal ganz unspektakuläre Weise Patientenodysseen beenden und unglaubliche Heilerfolge erzielen.

Demgegenüber steht aber eine große Zahl von Arztbegegnungen, auf die Patienten gefrost verzichten könnten: Und ich glaube, die Vertreter bestimmter Fachrichtungen sorgen besonders oft für Frustration: Orthopäden und Psychiater zum Beispiel, oder auch eine Gruppe, die im Buch nicht vertreten ist, aber vor der ich selbst oft zu Recht Reißaus genommen habe: die Zahnärzte.

? Wie stehen sie zu Heilpraktikern und Homöopathen? In einem »Stern«-Artikel klingt Skepsis durch...

Bernhard Albrecht: Ich bin kein Fachmann auf diesen Gebieten. Aber die Homöopathie ist für mich im Grunde eine Religion, die auf einem 200 Jahre alten Weltbild fußt. Sie ist zu einer Zeit entstanden, als die Medizin noch in den Kinderschuhen steckte. Und damals war es tatsächlich ungefährlicher, zu einem Homöopathen zu gehen als zu einem Arzt.

Aber seitdem hat die Medizin Bakterien und Viren entdeckt, die Pocken ausgerottet, Herzen transplantiert, manche Krebsarten besiegt und sie schickt sich an, künstliche Organe zu erschaffen.

Die Homöopathie kann keinen einzigen solchen Meilenstein aufweisen, behauptet nur immer, in Einzelfällen spektakuläre Heilerfolge erzielt zu haben. Kürzlich hatte ich das Vergnügen, mit der Vorsitzenden des »Deutschen Zentralvereins homöopathischer Ärzte« darüber in der Sendung »Menschen bei Maischberger« zu diskutieren. Sie glaubte, in ihrer Praxis durchaus schon Heilungen von Krebs erlebt zu haben, die sie auf homöopathische Therapien zurückführte. Auf meine Nachfrage hin, ob diese Patienten sich denn gleichzeitig auch schulmedizinischen Methoden unterzogen hatten, musste sie bejahen. Solche Heilungsgeschichten halte ich für wenig beweiskräftig.

Auf der anderen Seite kann die klassische Krebsmedizin immer wieder spektakuläre Heilerfolge präsentieren, bei denen die Patienten keinerlei homöopathische Hilfe benötigten. Einen besonders spektakulären, den Fall einer Frau, die schon dem Tod ins Auge sah,



Unterwegs, um für Patienten alles zu geben: Ärzte wie diese hat Bernhard Albrecht für sein Buch aufgespürt.

beschreibe ich im Kapitel »Bauchgefühl«.

? Es ist schon ernüchternd, wenn man sich als Patient eingestehen muss, dass es eigentlich vom Zufall abhängt, ob ich an einen »Leibarzt« gerate oder nicht.

Bernhard Albrecht: Wenn man als mündiger Patient alle Register zieht, kann man dem Zufall oft auf die Sprünge helfen, davon bin ich überzeugt. Zumindest dann, wenn schon mal die Diagnose stimmt. Symptome zu googeln macht für medizinische Laien wenig Sinn. Aber über schon diagnostizierte Krankheiten findet man oft hervorragende Informationen im Internet oder in Büchern. Das bedeutet aber viel Lese- und Recherchearbeit, und dann Geduld bei der Arztsuche, immer neue Anläufe. Dass das nicht jedem liegt, verstehe ich sehr gut.

? Was müsste sich in der Ausbildung der Mediziner verändern, um die Situation für Patienten zu verbessern?

Bernhard Albrecht: Die

gehen, das Gehirn der ehemaligen Einserabiturienten sei unbegrenzt aufnahmefähig.

? Was raten Sie Patienten? Wie kann ich »meinen Leibarzt« finden beziehungsweise identifizieren?

Bernhard Albrecht: Die Frage bekomme ich sehr häufig gestellt, über sie könnte man ein eigenes Buch schreiben. Leichter ist es, falsche Wege zu benennen: »Bestenlisten« zum Beispiel bringen einem Kassenpatienten nur wenig, weil er an der betreffenden Klinik nicht den »Besten«, sondern in der Regel einen jungen Assistenzarzt mit wenig Erfahrung als Ansprechpartner bekommt. Das ist ein Glücksspiel. Auch selbstherrlichen Ärzten, die keine Widerrede dulden, würde ich aus dem Weg gehen. Denn Selbstherrlichkeit – das beweisen Studien – ist eine große Fehlerquelle in der Medizin. In der Alternativmedizin ist sie übrigens besonders weit verbreitet!

? Wagen Sie einen Ausblick: Wozu wäre Medizin heute imstande, wenn jeder Arzt alles geben würde?

Bernhard Albrecht: Ohne Zweifel könnte sie viel mehr Menschen helfen. Das Wissen ist da, die Ärzte müssen es sich nur effektiver erschließen. Das würde aber wahrscheinlich einen Systemwechsel auf allen Ebenen erfordern. Ich glaube, wir können diesem Ziel nur näher kommen, wenn einerseits ökonomische Zwänge und der Verwaltungsirrsinn abgebaut werden, andererseits aber auch die Ärzte sich selbst ändern – und ihre Entscheidungen weniger nach finanziellen Kriterien als nach dem Patientenwohl ausrichten.

Mehr Obst naschen

Weihnachtspfunde

Frankfurt/Main (dpa). Um den Appetit beim Weihnachtessen zu bremsen, kann ein großes Glas Wasser helfen.

Wer es vor der Mahlzeit trinkt, fühle sich beim Essen schneller satt, sagt Erika Fink, Präsidentin der Landesapothekerkammer Hessen. Einige zusätzliche Kalorien verbrauche der Magen, wenn das Wasser recht kalt ist, weil er es auf Körpertemperatur bringen muss.

Um beim Naschen zwischendurch nicht über die Stränge zu schlagen, rät Fink, auch immer Obst in Sichtweite liegen zu haben. Denn während vier Marzipankartoffeln von je zehn Gramm zusammen etwa 180 Kalorien (kcal) haben, bringe es eine kleine Mandarine nur auf 40 kcal.

Außerdem empfiehlt sie, im Laufe des Tages mehrfach dreistündige Essenspausen einzulegen, am besten stelle man sich dazu einen Wecker.

Auf diese Weise werde einem bewusst, wie oft man naschen will. Kalorien lassen sich in diesen Pausen auch gut durch flotte Spaziergänge an der frischen Luft abbauen. Pro Stunde sind es Fink zufolge etwa 250 bis 300 kcal.

Das Fest stresst

Umfrage-Ergebnis

Berlin (dpa). Schlemmen und ausruhen – so sieht für viele das Weihnachtsfest aus. Rund jeder Sechste (16 Prozent) muss jedoch an den Feiertagen arbeiten. Das hat eine bevölkerungsrepräsentative Umfrage des Marktforschungsinstitut Forsa ergeben. Doch auch jene, die freihaben, sehen dem Fest nicht ausschließlich entspannt entgegen. Insgesamt sagte mehr als jeder Vierte (29 Prozent), dass die Feiertage trotz der Auszeit für ihn Stress bedeuten – jeden Zehnten (10 Prozent) stresst sogar allein der Gedanke an die Weihnachtsvorbereitungen. Im Auftrag der Techniker Krankenkasse wurden 1000 Erwachsene befragt.

»Patient meines Lebens«

Bernhard Albrecht studierte Medizin und Publizistik in Bochum, Uppsala, Barcelona und Straßburg und promovierte zum Dr. med. Er arbeitete zunächst als Arzt und schrieb nebenher für Tageszeitungen und Zeitschriften. Seit 2000 arbeitete er als Journalist für verschiedene

Fernsehanstalten und schrieb für Spiegel und Geo. Mehrfach wurde er für seine Arbeiten ausgezeichnet, unter anderem mit dem Adolf-Grimme-Preis. Anfang Dezember wurde Bernhard Albrecht für seine Reportage »Und Frieda lebt doch!« mit dem Reporterpreis ausgezeichnet. Er lebt als Redakteur des »Stern« in Hamburg und München. Sein Buch »Patient meines Lebens« ist im Droemer-Verlag erschienen (19,99 Euro).

